

Veröffentlichungsreihe der Technischen Universität Berlin:  
Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im  
Institut für Sozialwissenschaften (ISSN 1433-9218)

Forschungsbericht, Nr. 2-2001

**2001-2**

Günter Mey und Peter Höwing

**Großstadt(er)leben von Sehbehinderten**  
Eine explorative Studie

*Günter Mey*, Technische Universität Berlin, Entwicklungs – HAD 40  
Hardenbergstr. 4-5, D-10623 Berlin, E-mail: [mey@gp.tu-berlin.de](mailto:mey@gp.tu-berlin.de)

*Peter Höwing*, Sickingenstr. 57, D-10553 Berlin, E-mail: [hoewing-peter@berlinwebmail.de](mailto:hoewing-peter@berlinwebmail.de)

Der Bericht findet sich ebenfalls im Internet: <http://www.tu-berlin.de/fb7/ifs/psychologie/reports/>

## **Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften**

### **Impressum**

Technische Universität Berlin  
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften

### **Herausgeberschaft**

Prof. Dr. Dietmar Görlitz  
Prof. Dr. Hans Joachim Harloff  
Prof. Dr. Eva Jaeggi  
Prof. Dr. Gerd Jüttemann  
Prof. Dr. Dr. Heiner Legewie

### **Redaktion**

Dr. Günter Mey

### **Redaktionsadresse**

Technische Universität Berlin  
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften  
Sekt. HAD 40  
Hardenbergstraße 4-5, D-10623 Berlin  
Tel: 030 / 314-25286, -24770  
Fax: 030 / 314-79474  
e-mail: Mey@gp.tu-berlin.de

### **Druck**

Technische Universität Berlin

**ISSN 1433-9218**

## Inhalt

1 Einleitung .....	2
2 Theoretische und methodische Ausgangsüberlegungen.....	4
3 Methodisches Vorgehen.....	6
3.1 Anmerkungen zum Interview und zur Leitfadententwicklung.....	7
3.2 Anmerkungen zur Gruppendiskussion .....	8
3.3 Kontakt, Durchführung .....	8
3.4 Anmerkungen zum Auswertungsvorgehen .....	9
4 Ergebnisse .....	10
4.1 Zentrale und spezifische Bedingungen, unter denen der Sehgeschädigte lebt.....	10
4.1.1 Dingliche Umwelt – Eine Welt voller Poller und anderer Hindernisse .....	10
4.1.2 Die soziale Umwelt, oder: Wenn der Blinde nicht gesehen wird .....	12
4.2 Städtische Angebote wahrnehmen .....	15
5 Diskussion und Ausblick.....	19
Literatur.....	21

## Zusammenfassung

In dem vorliegenden Bericht wird auf der Basis von Interviews und einer Gruppendiskussionen mit Blinden und Sehbehinderten versucht, deren Großstadt(er)leben zu rekonstruieren. Eine Themenstellung, die bislang innerhalb der Psychologie kaum behandelt und auch in der genuin umweltorientierten Psychologie wenig beachtet wird. Unter Rekurs auf die Studie "Der Lebensraum des Großstadtkindes" von Martha Muchow wurde die von ihr vorgeschlagene Systematisierung des Lebensraums für die eigene Forschungsarbeit genutzt und mit dem in der Grounded Theory vorgeschlagenen paradigmatischen Modell von Glaser und Strauss verbunden.

*Stichworte:* Sehbehinderung, Stadterleben, Interview, Gruppendiskussion, Umweltpsychologie, Muchow

## Zitiervorschlag

Mey, Günter & Höwing, Peter (2001). Großstadt(er)leben von Sehbehinderten. Eine explorative Studie. Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin, Nr. 2001-2.

# Großstadt(er)leben von Sehbehinderten

## Eine explorative Studie \*

*Günter Mey und Peter Höwing*

### 1 Einleitung

Die Frage, wie Individuen (und Gruppen) in ihren jeweiligen technischen, ökonomischen, kulturellen und geographischen und damit auch sozial bedeutsamen Lebens(um)welten handeln, ist Gegenstand der ökologisch orientierten Psychologie, insbesondere jener Teildisziplin, die sich seit Mitte der siebziger Jahre als Umweltpsychologie etablieren konnte. Betrachtet man nun die mittlerweile vorliegenden umweltpsychologischen Standardwerke – wie etwa das bereits in der fünften Auflage erschienene *Environmental Psychology* (Bell, Greene, Fischer & Baum 2001) oder das erste deutschsprachige *Lehrbuch Umweltpsychologie* von Jürgen Hellbrück und Manfred Fischer von 1999 – hinsichtlich der behandelten Themenstellungen, fällt auf, dass (Groß-) Stadt als bedeutsame Lebensumwelt nur marginal betrachtet wird, verglichen damit, dass beinahe die Hälfte aller Menschen in städtischen Regionen leben. In Bezug auf die untersuchten Personengruppen gibt es ein deutlich überwiegendes Interesse an den Altersgruppen Kinder und Jugendliche – in anderen Werken wird diese Altersgruppe sogar explizit zum eigenen Thema (siehe dazu etwa Görlitz, Harloff, Mey & Valsiner 1998). Auch wenn sich abzuzeichnen beginnt, dass im Zuge einer Ausweitung hin zu einer den gesamten Lebenslauf betrachtenden Psychologie vermehrt auch Arbeiten zu einer "ökologischen Gerontologie" (Saup 1993) veröffentlicht werden und die besonderen Lebensumstände und Erlebnisweisen von Personen, die oft auch teilweise in ihren visuellen und motorischen Funktionen eingeschränkt sind, in den Blick genommen werden, bleibt doch insgesamt festzuhalten, dass solche Arbeiten nach wie vor spärlich sind.

Vor diesem Hintergrund verwundert es wenig, dass sich in den Standardlehrbüchern (und bei weitem nicht auf diese beschränkt) keinerlei Hinweise finden, in denen die spezifischen (groß-) städtischen Lebensbedingungen von Personen mit einer Sinnesbehinderung thematisiert werden. Gemeint sind damit Personen, die visuelle oder auditive Beeinträchtigungen in verschiedenen Schweregraden aufweisen, d.h. also Sehbehinderte bzw. Blinde<sup>1</sup>,

---

\* Wir danken Bettina Lindner für ihre vorgeschlagenen Korrekturen und Anmerkungen.

1 Hinsichtlich der Definition zur Zugehörigkeit zum Personenkreis der Sehgeschädigten (als Oberbegriff für Sehbehinderung, hochgradige Sehbehinderung und Blindheit) sei auf die Richtlinien der Ophthalmologischen Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland verwiesen. Als zentrales Kriterium für die Beurteilung der Sehschädigung gilt der Fernvisus: Demnach verfügen Blinde auf dem besseren Auge über einen Fernvisus gleich oder schlechter als 1/50, hochgradig Sehbehinderte von gleich oder schlechter 1/20

sowie Hörbehinderte bzw. Gehörlose<sup>2</sup>.

Aber auch wenn man den Blick auf das Arbeitsfeld richtet, das sich schwerpunktmäßig mit Fragen auditiver und visueller Behinderung beschäftigt, zeigt sich, dass das Thema nach dem (Er-) Leben von Sinnesbehinderten in ihrer städtischen Umwelt – wenn überhaupt – ebenfalls nur randständig bearbeitet wird.<sup>3</sup> So berichten etwa Michael Brambring und Wolfgang Schneider (1986) über das Mobilitätsverhalten sehgeschädigter Personen und konstatieren, dass in Abhängigkeit von zusätzlichen biographischen Merkmalen (darunter verstehen sie das Alter und weitere Behinderungen) die Mobilität teilweise erheblich eingeschränkt ist und es in Folge dessen auch zu einer drastischen sozialen Isolation kommen kann. Auch erörtern sie am Beispiel der öffentlichen Verkehrsmittel, mit welchen Widrigkeiten sehbehinderte Personen konfrontiert werden: sie unterscheiden dabei vier Hauptproblemfelder<sup>4</sup> und geben auch erste Gestaltungsvorschläge<sup>5</sup> ab.

Der Frage nach der Vorstellungsbildung und der Raumwahrnehmung Blinder geht Petra Kemter (1999) nach: In ihrer Studie<sup>6</sup> zeigt sie auf, dass es Blinden deutlich schwerer als sehschwachen Personen fällt, sich räumlich zu orientieren, und sie macht zudem auf einen zentralen Unterschied aufmerksam, dass nämlich Sehschwache ihre Orientierung weniger an Straßenkanten, Ecken und Häusern ausrichten als dies für Blinde der Fall zu sein scheint.

---

und Sehbehinderte von gleich oder schlechter 1/3 (Blankenagel 1983, zit. nach Brambring & Schneider 1986). Als zusätzliche Faktoren werden auch Nahvisus, Gesichtsfeldeinschränkung, Beeinträchtigung des Dämmerungs- und Farbsehens sowie die Helligkeitsempfindlichkeit berücksichtigt.

- 2 Im Bereich der Hörschädigung unterscheidet man zwischen Gehörlosigkeit und Schwerhörigkeit, wobei hinsichtlich der Gehörlosigkeit wiederum unterschieden wird, ob der Hörverlust prä- oder postlingual eingetreten ist. Der Grad der Schwerhörigkeit wird am Ausmaß des Hörverlustes in Dezibel im Frequenzbereich von 500–2000 Hz (Sprachbereich) gemessen, wobei von einer leichtgradigen Schwerhörigkeit bei einem Verlust bis 30 dB, von einer mittelgradigen Schwerhörigkeit bei einer Beeinträchtigung größer als 30 dB und weniger als 60 dB und von einer hochgradigen Schwerhörigkeit bei einem Hörverlust zwischen 60 dB und 90 dB gesprochen wird. Beträgt der Hörverlust im Frequenzbereich von 125–500 Hz mehr als 60 dB und im Frequenzbereich von 500–2000 Hz im besseren Ohr mehr als 90 dB sind die Kriterien für Gehörlosigkeit erfüllt (Löwe 1976).
- 3 Neben nur vereinzelt vorliegenden Arbeiten zum Thema "Stadt" liegt in dem genuin mit Sinnesbehinderung beschäftigten Arbeitsbereich – der Sonderpädagogik – der Fokus vor allem auf Fragen der Frühziehung und der Schulintegration (einen Überblick gibt das von Borchert 2000 herausgegebene Handbuch der Sonderpädagogischen Psychologie); in Bezug auf auditive Behinderung liegt das Schwergewicht noch mehr als bei visueller Behinderung auf Aspekten der Rehabilitation (siehe etwa Müller et al. [1995], die sich mit der medizinischen oder sonderpädagogischen Rehabilitation Hörgeschädigter befassen; ein Gesamtüberblick über die psychosoziale Situation Gehörloser gibt Fengler, 1995; eine interessante Studie zur Frage von Identitätsbildungsprozessen schwerhöriger Menschen hat Schwöppe 1999 vorgelegt).
- 4 Brambring und Schneider (1986, S.78f) differenzieren nach Problemen (a) im Haltestellenbereich, (b) beim Ein- und Ausstieg, (c) der Fahrzeuggestaltung und (d) mit dem Fahrpersonal und den Fahrgästen.
- 5 Brambring und Schneider (1986, S.78f) schlagen u.a. taktile und visuelle Kenntlichmachungen vor, die zu einer Vereinheitlichung der Gestaltung im Haltestellenbereich und zu einer Vermeidung von gefährlichen Hindernissen beiträgt; ferner fordern sie eine Vereinheitlichung von umweltlichen Gegebenheiten (z.B. die Treppenstufenanzahl, Anbringung der Türöffner, Verortung von Anzeigetafeln, Behindertensitzplätze) und schließlich legen sie auch nahe, das Personal im öffentlichen Nahverkehr eigens im Hinblick auf die Belange seh- und hörbehinderter Personen zu schulen.
- 6 In der Studie von Kemter wurde die Raumorientierung zum einen mit Hilfe eines Stadtmodells erörtert und zusätzlich durch Fragebogendaten ergänzt

Diese kurze – wenngleich nicht ganz vollständige – Übersicht<sup>7</sup> verdeutlicht, dass bislang Forschungsarbeiten rar sind, in denen danach gefragt wird, wie Sinnesbehinderte sich ihren (groß-) städtischen Lebensraum aneignen, und welche Vorstellungen sie von "ihrer" Stadt haben; kurzum: wie sich Stadt aus der Sicht der Sinnesbehinderten darstellt. Uns erscheint diese Frage wesentlich, weil sich darüber thematisieren lässt, dass "(Groß-) Stadt" kein allgemeingültig erlebter und gelebter Lebensraum ist, sondern jeweils als Folge eines aktiven Auseinandersetzungsprozesses von den mit und in ihm agierenden (Teilgruppen von) Subjekten verstanden werden muss.

## 2 Theoretische und methodische Ausgangsüberlegungen

Eingedenk der bislang nur marginal erscheinenden Behandlung des Großstadterlebens von Sinnesbehinderten ist u.E. zur Erörterung der Thematik eine Bezugnahme auf die Forschungsarbeiten von Martha Muchow aus den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts sinnvoll; Martha Muchow hat (gemeinsam mit ihrem Bruder Hans Heinrich) im Zuge der Untersuchungen zum "Lebensraum des Großstadtkindes" theoretische und methodische Vorschläge unterbreitet, die auch heute noch von besonderer Bedeutung sind (ausführlicher dazu Mey 1998, 2001).

Mit Muchow und Muchow lassen sich der "Lebensraum als 'Raum, in dem das Kind lebt'", der "Lebensraum als 'Raum, den das Kind erlebt'" und der "Lebensraum als 'Raum, den das Kind lebt'" unterscheiden. Jedem dieser Lebensräume wandten sie sich mittels eines eigenen methodischen Zugangs zu.<sup>8</sup> Ziel ihres dreigestuften Vorgehens war es, ein komplexes Bild zu erhalten, von den Orten, an denen sich Kinder aufhalten und von den Aktivitäten, denen sie an diesen unterschiedlichen Orten nachgehen; vor allem aber ging es ihnen darum, zu erfahren, wie sich Kinder "ihre" Orte aneigneten.

---

7 Hier sei nur noch kurz auf die Arbeit zur räumlichen Orientierung Blinder beim Sport von Scherer (1996) hingewiesen, in der ausgehend von praktischen Beispielen und auf Basis ökopyschologischer Theorien der Frage nachgegangen wird, welche Informationen für blinde Akteure in bewegungsinduzierten Person-Umwelt-Beziehungen entstehen und für die räumliche Orientierung genutzt werden können. Erwähnt sei auch die Studie von Niemeyer und Starlinger (1981), die die Hörleistungen von Blinden und Sehenden verglichen und ihre Hypothese einer überlegenen auditiven Informationsverarbeitung von Blinden bestätigt sehen.

8 Zur Ermittlung des "Lebensraum als 'Raum, in dem das Kind lebt'" wurde mit einem kartographischen Verfahren gearbeitet: Die Kinder wurden gebeten, in Stadtplänen alle von ihnen aufgesuchten und ihnen bekannten Orte einzutragen, wobei diese Orte ihrer Bedeutung entsprechend mit verschiedenen Farben markiert wurden. Am Ende dieses Arbeitsschritts konnte das "kindliche[...] Spiel- und Streifgelände[...]" (Muchow & Muchow [1935] 1998, S.73) in Form einer graphischen Darstellung beschrieben werden. Um den "Raum, den das Kind erlebt" zu explorieren, wurden die Kinder befragt über ihr "Hauptspielgelände, über Lage und Charakter ihrer sonstigen Spielplätze sowie über die Art der von ihnen betriebenen Spiele" (a.a.O., S.89). Diese Erhebungen wurden zum Teil ergänzt durch schriftliche Materialien, so etwa durch Aufsätze zum Thema "Wie ich den gestrigen Sonntag verbrachte". Den größten Teil der Studie bildet die Beschäftigung mit dem "Lebensraum als 'Raum, den das Kind lebt'". Zur Erkundung dieses Raumes wurden – auf der Grundlage der Ergebnisse der vorangegangenen Projektschritte – "über Jahre hinaus ausgedehnte, alle Tageszeiten, Wochentage, Witterungsverhältnisse usw. berücksichtigende Beobachtungen über das Verhalten der Kinder und über ihren Umgang mit dem betreffenden Stück Großstadt-Umgebung angestellt" (a.a.O., S.99).

Am Ende ihrer Forschungsarbeit konnten Muchow und Muchow verdeutlichen, dass der "Raum, in dem das Kind lebt" keineswegs die ganze Großstadt umfasst, vielmehr leben auch Großstadtkinder in ihrem jeweiligen "Dorfe" (Muchow & Muchow [1935] 1998, S.88). Diese "Dörfer" konstituieren sich weniger über "räumliche Nähe" als darüber, was dem jeweiligen kindlichen (Interessens-) Raum "näher" ist.<sup>9</sup> In all den von Muchow vorgelegten Beschreibungen der kindlichen Stadt-/Weltaneignung wird deutlich, dass "es einen 'von dem Subjekt unabhängigen Raum gar nicht gibt'" (a.a.O., S.147), und dies mündet letztlich in die Feststellung, dass sich Aussagen zu einer vom Subjekt aus konstruierten Stadt erst dann treffen lassen, wenn betrachtet wird, wie es mit städtischen Gegebenheiten umgeht und diese in seinem Sinne "umlebt" (a.a.O., S.149).

Muchows Arbeiten stellen einen bedeutsamen Meilenstein innerhalb der entwicklungspsychologischen Stadtforschung dar, dies schon deshalb, weil Muchow bereits in den dreißiger Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts verdeutlichte, dass die bis dato übliche Forschungsfrage – nämlich "in welcher Weise die Großstadt als eine eigentümliche Welt die in ihr lebenden jungen Menschen zu beeinflussen, ja zu formen vermochte" (Muchow & Muchow [1935] 1998, S.69) – in ihrer Fragerichtung als "unzureichend, ja am Ende [als] falsch" (a.a.O.) zu betrachten ist. Daraus hervorgehend legte sie eine neue Betrachtungsperspektive nahe, die sie theoretisch postulierte und empirisch umzusetzen vermochte, um deutlich zu machen, dass sich der gelebte und erlebte Lebensraum des Subjektes nur in Form eines Aneignungsprozesses verstehen lässt.

Damit eröffnet sich in theoretischer Orientierung ein Forschungsvorgehen, das sich vermehrt um die Frage der Konstruktion des Städtischen bemüht. Die Überlegungen von Muchow aufgreifend, dass sich die Konstruktion des Lebensraumes bei Kindern in der ihnen zugrunde liegenden Eigenheit (und damit in Differenz zu Erwachsenen) vollzieht, vermuten wir, dass es sich bei der Gruppe der Sinnesbehinderten ebenfalls um eine Personengruppe handelt, bei der der Umgang mit und das Erleben vom städtischen Lebensraum von dem des Nichtbehinderten abweicht, da Erleben und Verhalten im Wesentlichen mit Wahrnehmungsprozessen verknüpft sind und eben diese durch die bestehenden Einschränkungen verändert sind (siehe dazu auch die Fußnoten 1 und 2).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es sich mit einem Rekurs auf die Muchowsche Forschungsarbeit verbietet, eine Erfassung des Phänomens "Sinnesbehinderte in der (Groß-) Stadt" so auszurichten, dass die betroffene Personengruppe gleichsam lediglich in der Rolle von "passiven" Rezipierenden betrachtet wird. Stattdessen gilt es vielmehr, den Aneignungsprozess als eine Umlebung des gelebten Lebensraumes zu fokussieren. Damit ist es Aufgabe, die Aneignung als eine Interpretation von Städtischem und als eine spezifische Lesart der Sinnesbehinderten ihrer Umwelt zu verstehen und zu untersuchen.

Auch wenn wir an die theoretischen Überlegungen Muchows (insbesondere die grundsätzliche Betonung von Stadt[er]leben als Aneignungsprozess und auch an die Differenzierung in drei Lebensräume) anschließen, können wir weniger die von ihr vorgetragenen

---

9 Dieser frühe Befund weist auch heute noch Gültigkeit auf; so konnten etwa in einer vergleichenden Studie zu den "lokalen Identitäten" Berliner Jugendlicher Beschreibungen exploriert werden, die auf subjektive Ortskonstruktionen von "Inseln" und "Dörfern" in der Großstadt hinweisen (siehe Mey, Muck & Spohr 1992). Jaan Valsiner macht ebenfalls darauf aufmerksam, dass Subjekte in (groß-) städtischen Umwelten "ihre persönlichen 'Dörfer' (konstruieren), indem sie aus den kontinuierlich wachsenden physikalischen und informationellen städtischen Angeboten ihre je individuellen Wahlen treffen" (Valsiner zit. nach Koböck 1998, S.635).

methodischen Vorschläge befolgen. Denn wenn Muchow zum Erfassen "der Welt, 'in der das Kind lebt'", die Kinder aufforderte, die von ihnen in Anspruch genommenen Aufenthaltsorte in einer Stadtkarte zu kennzeichnen, ist ein solches Vorgehen bei sehbehinderten oder gar bei blinden Personen wenig bzw. nicht praktikabel. Die eigene Forschungsarbeit als Beobachtungsstudie auszurichten, ist nicht minder problematisch, da sinnesbehinderte Menschen, anders als Kinder, nicht als eine "natürliche" Gruppe im Stadtleben anzutreffen sind.<sup>10</sup>

Vor diesem Hintergrund halten wir eine qualitativ-empirische Vorgehensweise unter Verwendung von Interviews und Gruppendiskussion für besser geeignet, dies zugleich aus forschungspraktischen und -programmatischen Gründen: Denn angesichts des aufgezeigten Forschungsdefizits und der insgesamt geringen Kenntnis von den Aneignungsprozessen sinnesbehinderter Menschen im großstädtischen Lebensraum ist es notwendig zu rekonstruieren, wie sich Stadt als wahrgenommener Lebensraum aus der Perspektive von Sehbehinderten darstellt. Ein qualitativ-empirischer Zugang erlaubt insbesondere die Rekonstruktion von Themen und Prozessen in (alltäglichen) (Selbst-) Herstellungen und Bezugnahmen von Subjekten zu ihrer Lebenswelt. Da ist es u.E. nötig und fruchtbarer, einen offenen Zugang zu wählen und die Strukturierungsleistung der Befragten anzuerkennen. Hier können das Interview und die Gruppendiskussion als besonders angemessen aufgefasst werden (einen Überblick zu qualitativer Forschung siehe Mruck & Mey 2000).

### **3 Methodisches Vorgehen**

Es sei, bevor das methodische Vorgehen im Einzelnen vorgestellt wird, vorangeschickt, dass wir unsere Forschungsarbeit mittels zweier Interviews – mit einer 41 Jahre alten Sehbehinderten und einem 32jährigen Blinden – eröffnet haben, um einige spezifische Formen des Stadt(er)leben en detail erkunden zu können. Diese Interviews wurden zunächst vorläufig ausgewertet, um die anschließende Gruppendiskussion in einer "Realgruppe" von elf Teilnehmenden des Berliner Blinden-Vereins vorbereiten und abhalten zu können, mit der wir versucht haben, einige für das Thema wesentliche Befunde breiter zu erheben. Ebenso haben wir, um differenzierte Analysen zu ermöglichen, über den gesamten Untersuchungszeitraum mit einem nicht in Berlin lebenden Blinden ein Email-Interview geführt, das wir in der Auswertung für diesen Bericht allerdings nicht berücksichtigen. Ebenso unberücksichtigt bleiben – dies sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt – zwei von uns geführte Interviews mit einer Hörbehinderten bzw. einem Gehörlosen<sup>11</sup>, die wir in der Absicht vornahmen, das Thema aufzufächern und spezifische, je nach beeinträchtigter Sinnesmodalität einhergehende Besonderheiten einschätzen zu können.

---

10 Laut Information des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbands e.V. leben in Deutschland 155.000 blinde und 500.000 sehbehinderte Menschen. Bei einer Einwohnerzahl von derzeit 81,54 Millionen Menschen in der Bundesrepublik Deutschland entspricht dies einem prozentualen Anteil von 0,19 Prozent blinder und 0,61 Prozent sehbehinderter Menschen in der Gesamtbevölkerung ([http://home.t-online.de/home/dbsv\\_/fakten.htm](http://home.t-online.de/home/dbsv_/fakten.htm))

11 Das Interview mit dem Gehörlosen wurde mit freundlicher Unterstützung durch Manfred Wloka, einem Dolmetschers in Gebärdensprache, geführt.

### 3.1 Anmerkungen zum Interview und zur Leitfadententwicklung

Mittlerweile liegt eine Fülle an unterschiedlichen Verfahrensvorschlägen von Interviews vor (einen Überblick geben etwa Hopf 1991 oder Schäfer 1995). Die Wahl fiel auf das von Andreas Witzel entwickelte "problemzentrierte Interview" (Witzel 1985), da mit seinem Verfahren einem induktiv-deduktiven Verständnis des Forschungsprozesses Rechnung getragen werden kann. Denn auf der einen Seite wird im Zuge der Gesprächsführung den Befragten durch Anregung von Narrationen und Erzählsequenzen ermöglicht, ihre Perspektive darzustellen bzw. zu entwickeln; auf der anderen Seite können die Interviewenden das jeweilige Vorwissen – im Sinne von "sensibilisierenden Konzepten" – nutzen und auf der Grundlage von Erzählungen Dialoge initiieren, in denen sich Ad-hoc-Erkenntnisse aus den Schilderungen der Befragten ebenso wie aus den (theoretischen) Vorannahmen in Fragen formulieren und in das Gespräch einführen lassen.

Das problemzentrierte Interview, bei dem auf einen Leitfaden zurückgegriffen wird, beinhaltet unterschiedliche Elemente. Eröffnet wird das Interview mit einer offenen Frage, im Anschluss daran sind Detail-fördernde Nachfragen vorgesehen, die helfen sollen, "den roten Faden der Problemsicht vom Untersuchten immanent aufzufächern" und die "Zusammenhänge oder Differenzen von Darstellungsvarianten in unterschiedlichen Problemkontexten" (Witzel 1985, S.244) aufzuschlüsseln. Dabei werden "allgemeine Sondierungen", "spezifische Sondierungen" (zu denen Witzel die Zurückspiegelung, Verständnisfragen und die Konfrontation zählt) sowie "Ad-hoc"-Fragen gestellt (eine kurze Zusammenfassung zum problemzentrierten Interview gibt Witzel 2000; eine Darstellung der Vorzüge des problemzentrierten Interviews gegenüber anderen Verfahren, insbesondere dem narrativen Interview, findet sich in Mey 2000).

Der der Interviewführung zugrunde liegende Leitfaden soll helfen, das Hintergrundwissen zum Forschungsthema thematisch zu organisieren; insofern kommt dem Leitfaden die Funktion eines Orientierungsrahmens für den Interviewenden zu. Mit dieser Maßgabe wurde als erstes ein vorläufiger Leitfaden entwickelt. Vorgesehen war, das Interview mit einer themengenerierenden Frage zu eröffnen, um in einem ersten Schritt die Sicht der Subjekte angemessen kennen zu lernen.

Mit der Eröffnungsfrage "Stelle(n) Dir/Sie (sich) bitte vor, Du/Sie müsstest/müssten heute einen Aufsatz mit dem Thema 'Mein Berlin' schreiben, erzähle(n) (Sie) mir doch bitte, wovon dieser Aufsatz handelt?" zielten wir auf Vorstellungen, die die Interviewten mit ihrer Stadt verbinden; mehr aber noch wollten wir ihr persönliches Bild und damit möglicherweise auch emotionale Aspekte in Erfahrung bringen. Da mit der Eingangsfrage vornehmlich ein eher globales Bild der eigenen Stadt evoziert und die persönliche Beziehung zu ihr anvisiert wurde, folgten im Anschluss an die Ersterzählung aufgreifende Nachfragen, und im zweiten Teil auch spezifische Fragen, die sich vor allem auf den Umgang mit verschiedenen Gegenden, gestaffelt nach dem Bekanntheitsgrad von "vertraut" bis "fremd" zentrierten.

Schließlich wurden die Interviewten gebeten, sich vorzustellen, sie seien selbst Stadtplaner(innen) und aufgefordert, Überlegungen zur Veränderung ihrer Stadt anzustellen. Um rückführend nochmals das eigene Bild der Stadt zu ermitteln, wurden die Interviewpartner(innen) dann aufgefordert, zu überlegen, wie sie eine Führung in der Stadt für eine(n) Besucher(in) gestalten würden. Gerade die Schlussfragen sollten ermöglichen, die Gesprächspartner(innen) in die Rolle von Expert(inn)en zu versetzen.

Ungeachtet der einzelnen Themen wurden alle Fragen möglichst offen formuliert, um den Interviewpartner(inne)n weitgehend Raum zu geben, eigene Aspekte in das Interviewgeschehen einzubringen. Dieses Angebot wurde auch von den Interviewten angenommen, jedoch fiel – wie mittlerweile auch in vielen anderen Studien berichtet wird – die Antwort auf die Eingangsfrage entgegen unserer Hoffnung eher knapp aus, da die meisten es bei einer eher kurzen summarischen Auflistung beließen (zu möglichen Gründen führen wir im Ergebnisteil aus).

### 3.2 *Anmerkungen zur Gruppendiskussion*

Gruppendiskussionen führen in der empirischen Sozialwissenschaft – nach einer kurzen Hochphase in den siebziger Jahren – nach wie vor ein Schattendasein, und erst langsam werden Bemühungen sichtbar, dieses Verfahren als eine Haupterhebungsmethode einzusetzen (siehe dazu insbesondere die Arbeiten von Ralf Bohnsack 1999, 2000).

Entgegen dem Vorschlag von Witzel, die Methode der Gruppendiskussion etwa zu Beginn einer Forschungsarbeit einzusetzen, um das Themenfeld in seiner Vielfalt zu erkunden, haben wir uns dazu entschieden, diese erst nach Abschluss der Interviews abzuhalten, da es so möglich war, die in den Interviews vorgetragenen Positionen für die Gesprächsführung zu nutzen. Bei der Gestaltung der Gruppendiskussion haben wir uns an den von Bohnsack (2000) vorgelegten Leitlinien orientiert: Danach besteht die Rolle des Moderators zunächst nur darin, als Zuhörender zu fungieren und erst Zug um Zug aktiver zu werden, wobei – ähnlich der Interviewsituation – es zunächst gilt, die von den Beitragenden gelieferten Aussagen aufzugreifen und erst zum Schluss gezielter das Erkenntnisinteresse leitende Gesichtspunkte einzuführen.

Eröffnet wurde die Gruppendiskussion mit einem "Grundreiz"; diesen haben wir absichtlich (und nicht ganz im Sinne von Bohnsack als Themenvorschlag, sondern) etwas stärker in Richtung eines plakativen Einstiegs formuliert, um die Diskussion von vornherein auf wesentliche Grundaussagen zu zuspitzen. Der Grundreiz lautete:

Das Leben in der Großstadt ist für viele Sehbehinderte schwierig, ja möglicherweise geradezu gefährlich; es gibt viel zu wenige städtebauliche Elemente, die die Perspektive von Sehbehinderten berücksichtigen; es scheint wohl so zu sein, dass nur wenige von den Nicht-Sehbehinderten sich vorstellen können und vorstellen wollen, wie denn eine Stadt für Sehbehinderte gestaltet sein müsste. Ich möchte mit Euch das folgende Thema gerne diskutieren: Macht es überhaupt Sinn, von *einer* Stadt zu sprechen, oder gibt es die Stadt der Sehenden und die Stadt der Sehbehinderten?

Doch auch hier ist, ähnlich dem Intervieweinstieg, anzumerken, dass die erhoffte Diskussion nach der Eingangsaufforderung zunächst ausblieb und dann vom Moderator ein ad hoc formuliertes Anliegen an die Gruppe adressiert wurde, nämlich "In welchen Situationen, auf die Stadt bezogen, wird Euch Eure Behinderung besonders bewusst?", das auch aufgegriffen wurde.

### 3.3 *Kontakt, Durchführung*

Die Kontaktaufnahmen zu den Interviewpartner(inne)n und den Teilnehmenden der Gruppendiskussion wurden über den Berliner Blindenverein hergestellt. Da der Zweitautor

selbst sehbehindert ist, gestaltete sich der Zugang zu der Gruppe wie zu den Einzelpersonen leicht. Der Kontakt zu dem Blinden für das Email-Interview kam durch einen Zufall zustande, da wir bei unserer Internet-Recherche auf ihn aufmerksam wurden.<sup>12</sup>

Vor dem eigentlichen Interview bzw. der Gruppendiskussion fand jeweils ein Informationsgespräch statt, in dem über das Anliegen der Forschungsarbeit informiert und die erforderlichen Formalitäten geklärt wurden; dazu gehörte insbesondere der Abschluss eines Interviewvertrages, in dem die Rechte hinsichtlich des Datenschutzes geregelt sind.

Die Interviews fanden in den Räumen der Technischen Universität Berlin statt, sie dauerten in der Regel ca. zwei Stunden; die Gruppendiskussion, die etwas länger als eine Stunde dauerte, fand in den Räumen des Berliner Blindenvereins statt. Von den Interviews und der Gruppendiskussion wurden mit Wissen und Einverständnis der Teilnehmenden Bandaufnahmen erstellt, die für die Auswertung – in Anlehnung an die Transkriptionsempfehlungen der Arbeitsgruppe Atlas/ti der TU Berlin – teilweise verschriftet wurden; wir haben uns zu dem Schritt, die Interviews nicht vollständig zu verschriften, entschlossen, da dies zum einen wegen der Länge der Interviews einen erheblichen Zeitaufwand bedeutet hätte, zum anderen erschien es uns zum Zwecke einer ersten Analyse ausreichend, Passagen, die nicht unmittelbar das Thema berührende Aspekte enthielten, zu paraphrasieren (also nahe am Gesprächsverlauf orientierte Zusammenfassungen zu erstellen). Dieses Vorgehen ist u.E. auch deshalb legitim, da wir in der Auswertungsarbeit immer wieder die Bandaufzeichnungen hörten. Die Gruppendiskussion wurde vollständig transkribiert.

### 3.4 Anmerkungen zum Auswertungsvorgehen

Das verschriftete Material wurde in Anlehnung an die Grounded Theory, die auf Barney Glaser und Anselm Strauss (1967) zurückgeht, ausgewertet. In einem ersten Schritt, der sogenannten "Globalauswertung" (Legewie 1994) wurde das Material aufbereitet, indem Themenlisten und Stichwörter vergeben wurden, zum Teil wurden erste Zusammenfassungen zu den Interviews erstellt; dies hatte zum Ziel, sich einen ersten Überblick über die Themenbreite zu verschaffen.

Die eigentliche Auswertungsarbeit unter Bezugnahme auf das theoretische Kodieren nach der Grounded Theory (zu dem die Teilschritte "offenes", "axiales" und "selektives" Kodieren gehören; dazu Strauss 1991, zusammenfassend Böhm 2000) wurde unter Zuhilfenahme des Auswertungsprogramms Atlas/ti vollzogen.

Insbesondere ging es hierbei darum, dem Material aus den Interviews und der Gruppendiskussion Codes in Form von Begriffen und Stichwörtern zuzuweisen; dabei gingen wir sowohl offen (durch die Vergabe von sogenannten "In vivo"-Codes) als auch theoriegeleitet vor, indem in Anlehnung an die Systematisierung der Lebensräume von Muchow bereits bestehende Codes (also der Lebensraum, "in dem man lebt", der "erlebt" und "ge-

---

12 Der Vollständigkeit halber sei vermerkt, dass dem blinden Interviewpartner die Nutzung von E-Mails – wie er uns mitteilte – deshalb möglich ist, weil er über ein Programm verfügt, das schriftliche Dokumente am Computer in mündliche Sprache umsetzt. Solche technischen Hilfsmittel hatten wir im Vorfeld unserer Planungen zu wenig berücksichtigt, so dass wir anfänglich nur in Erwägung gezogen hatten, ein E-Mail-Interview mit Hörgeschädigten einzusetzen.

lebt" wird) dem Material zugeordnet wurden. Bei diesem Kodier- und Ordnungsprozess wurden die für die Grounded Theory leitenden, texterschließenden W-Fragen (was, wer, wie, wann/wie lange/wo, warum, wozu) gestellt, um das Material systematisch nach den Gesichtspunkten durcharbeiten, welche Akteure, welche Orte, Situationen, welche Strategien etc. angesprochen wurden und in einem nachgeordneten Schritt diese Codes hinsichtlich den Leitgedanken der Grounded Theory (der Unterscheidung nach "Phänomen", "Kontext", "Bedingungen", Strategien" und "Konsequenzen") neu zu ordnen.

## 4 Ergebnisse

Zur Darstellung der Ergebnisse beziehen wir Überlegungen ein, die das "paradigmatische Modell" der Grounded Theory nach Glaser und Strauss (1967) bietet, nach der zwischen Kontexten und Bedingungen, Strategien und Konsequenzen hinsichtlich des untersuchten Phänomens unterschieden wird. Dies bedeutet für das uns interessierende Phänomen der Großstadt-Aneignung Sinnensbehinderter zunächst, sich den zentralen und spezifischen Bedingungen zuzuwenden, unter denen Sehbehinderte in der Großstadt leben. Erst vor diesem Hintergrund können die von den Sehbehinderten vorgenommenen Umgehensweisen i.S. ihrer konkreten Strategien verständlich und abschließend die daraus erwachsenen Konsequenzen dieser Umweltaneignung thematisiert werden. Diese Unterscheidung von Kontext, Strategie und Konsequenz versuchen wir zudem in Analogie der Muchowschen Konzeption (1935 [1998]) zu "übersetzen": Entsprechend wäre die "Welt, in der man lebt" eine Umschreibung des Kontextes bzw. der städtischen Bedingungen; die "Welt, die man lebt" beinhaltet die Strategien und schließlich ließen sich die Konsequenzen als die "Welt, die man erlebt" verstehen. In der Diskussion wird die von uns vorgenommene Bezugnahme auf Muchow und die Überlegungen der Grounded Theory eigens reflektiert werden.

### 4.1 *Zentrale und spezifische Bedingungen, unter denen der Sehgeschädigte lebt*

In einem ersten Schritt wollen wir anhand einiger Schilderungen der an Interview und Gruppendiskussion Beteiligten auf einige für die Sehbehinderten bzw. Blinden typischen Alltagssituationen eingehen. Dabei ist es unser Anliegen, auf einige Besonderheiten aufmerksam zu machen, die den alltäglichen Umgang in der Stadt charakterisieren, auch um deutlich zu machen, dass die "Welt, in der man lebt" aus der Perspektive des Sinnesbehinderten durch viele Widrigkeiten gekennzeichnet ist, die dem/der Normalsehenden nur bedingt salient erscheinen; auch aus diesem Grunde haben wir uns dafür entschieden, nicht nur exemplarisch die dingliche Seite des Städtischen zu thematisieren, sondern auch einige ausgewählte Sozialsituationen zu betrachten.

#### 4.1.1 *Dingliche Umwelt – Eine Welt voller Poller und anderer Hindernisse*

Zunächst einmal sei vorangestellt, dass unsere Interviewpartner(innen) vor allem das gut ausgebaute und schnelle Nahverkehrsnetz in der Großstadt (in unserem Falle also: Berlin) als positiv hervorheben. Die Unmöglichkeit der Teilnahme am Straßenverkehr durch die Nutzung eines eigenen Kraftfahrzeuges bringt es für die Sehgeschädigten mit sich, dass sie

ihren Arbeitsplatz oder weiter entfernte Freizeitmöglichkeiten nur mit Hilfe der öffentlichen Verkehrsmittel erreichen können. Je besser ein solches Verkehrsnetz ausgebaut ist, desto größer sind also die Möglichkeiten der Mobilität, und zwar sowohl in räumlicher als auch in zeitlicher Hinsicht, d.h. es können sehr unterschiedlich gelegene Orte relativ zeitunabhängig erreicht werden.

Von den Befragten werden deutliche Unterschiede zur dörflichen oder kleinstädtischen Umwelt gesehen, da dort manche Örtlichkeiten ohne Auto kaum erreicht werden können und zum Teil die Mobilität allein schon deshalb eingeschränkt ist, weil mit den öffentlichen Nahverkehrsmitteln Ziele nur zu bestimmten Tageszeiten angesteuert werden können. Hinzu kommt, dass speziell ausgerichtete Angebote für Sehgeschädigte in kleinen Gemeinden kaum oder zumindest in erheblich geringerem Maße als in der Großstadt vorhanden sind.

Öffentliche Verkehrsmittel können also als das eigentliche Bindeglied zur Arbeitswelt und zum öffentlichen Leben angesehen werden, ohne allerdings zu leugnen, dass dieses "Tor zur Welt" gleichzeitig auch eine Quelle von Desorientierung sein kann und zuweilen sogar Hilflosigkeit und Stress hervorrufen mag, wie dies etwa an einer knappen Aussage einer Interviewten deutlich wird:

L: [...] Und hier in Berlin, man steht da, kniezitternd und Magenkrämpfe und: "Werden die jetzt ansagen? Wo fährt dieser Zug hin? Ist das mein Zug?", so geht's die ganze Zeit, ne.

Dieses von Angst und Unsicherheit geprägte Gefühl findet sich jedoch nicht nur bei der Nutzung von Verkehrsmitteln, sondern bezieht sich zuweilen auch allgemeiner auf den Bewegungsspielraum in der Stadt:

G: [...] wo es eigentlich nur noch Lärm gibt und \* der ganze öffentliche Raum für'nja meistens nur Individualverkehr zur Verfügung steht und als Fußgänger fühl ich mich da gar nicht mehr// das// da gehör ich irgendwie gar nicht mehr hin.

Angesichts eines als übermächtig empfundenen Autoverkehrs werden in dieser Aussage Emotionen wie Ohnmacht und Unsicherheit spürbar. Obgleich die von unserem Gesprächspartner im Interview zum Ausdruck gebrachte ablehnende Haltung gegenüber dem Autoverkehr nicht ohne weiteres die Einstellungen anderer Sehgeschädigter wiedergeben muss, macht es doch deutlich, dass die Betroffenen sich der erhöhten Gefährdung, die der großstädtische Straßenverkehr für sie mit sich bringt, stets bewusst sind.

Gefahrenquellen ergeben sich jedoch nicht nur aus der Konfrontation mit dem erhöhten Verkehrsaufkommen in der Großstadt, sondern sind gleichzeitig Bestandteil einer allgegenwärtigen, ständigen Auseinandersetzung im täglichen Umgang mit der Stadt.

G: Was sich kaum vermeiden lässt, sind diese, an den Einfahrten diese Poller, dass man// die ja überall in den letzten Jahren aufgestellt worden sind.

G: [...] dass man vielleicht auch mal \* sich solche Planer überlegen sollten, dass nicht überall auf den Straßen und in den Bahnhofshallen in der Mitte, genau in der Mitte oder im Gang irgendeine Pfeiler oder Papierkörbe und Schilder, solche Aufstellungsschilder, herumstehen.

L: Sind die Gehwege zum Beispiel, die vollgestellt sind, Fahrradständer, Aufsteller, Gemüsestände, das ist// das ist das, wo ich meine Probleme tagtäglich habe, oft.

Diesem ständig gegenwärtigen Problem des Vorhandenseins zahlreicher Hindernisse sind sich Normalsehende in der Regel kaum bewusst. Für die Sinnesbehinderten bedeutet es, wenn es sich um permanent vorhandene, sich nicht verändernde städtebauliche Elemente handelt, dass sie sich diese gewissermaßen als "innere topographische Landkarte" aneignen

müssen – ein Unterfangen, das jedoch ein hohes Maß an Konzentration und, mit zunehmendem Aktionsradius, auch an Gedächtnisleistungen erfordert. Bedeutsam ist, dass fixierte städtebauliche Elemente vor allem für die Erkundung fremder Örtlichkeiten von Bedeutung sein können und als Orientierungshilfen fungieren, dagegen stellen bewegliche und wechselnde Hindernisse selbst in vertrauten Gegenden eine ständige, nicht zu kalkulierende Unfallquelle dar. Angesichts dieser permanenten Bedrohung wird verständlich, dass daraus nicht nur eine erhöhte Aufmerksamkeit und Konzentration, sondern auch eine permanente Anspannung und Alarmbereitschaft erfolgt, die im Falle der Interviewten L (wie oben zitiert) im Zusammenhang mit ihren Erfahrungen der Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel als "kniezitternd" und "Magenkrämpfe" hervorrufend beschrieben wurden, in Bezug auf die erwähnten baulichen Hindernisse aber zur Konsequenz hätten, dass jede Unachtsamkeit schwere Verletzungen und Gefahren für sich und andere nach sich ziehen könnte. Und beinahe jeder der von uns Befragten konnte eine solche Unfallbegebenheit schildern.

#### *4.1.2 Die soziale Umwelt, oder: Wenn der Blinde nicht gesehen wird*

Doch neben den Widrigkeiten mit der gebauten Umwelt sind auch Besonderheiten im Umgang von Normalsehenden und Sehbehinderten zu erwähnen. Aufgrund der von den Interviewten berichteten Erfahrungen kann angenommen werden, dass der Normalsehende im allgemeinen davon ausgeht, dass sein Interaktionspartner über die gleichen visuellen Fähigkeiten verfügt, wie er selbst, und damit zu wenig anerkannt wird, dass es sich im Falle der Interaktion zwischen Nichtbehindertem und Sehgeschädigtem nicht um eine symmetrische Beziehung handelt. Dies gilt selbst dann, wenn die Betroffenen sich mit ihrer Behinderung zu erkennen geben und die Rolle des Hilfesuchenden (die für einige durchaus gleichgesetzt ist mit der Position des "Schwächeren") komplementär zum Hilfestellenden einnehmen. Dieser eher offensivere Umgang mit der eigenen Behinderung, also überhaupt um Hilfe zu bitten und auf die Hilfeleistung anderer angewiesen zu sein, fällt zumindest unseren Gesprächsteilnehmenden nicht immer leicht, wenngleich es auch als notwendig angesehen wird. Dies sei an zwei Beispielen beim Überqueren einer Straße veranschaulicht.

T2: Also bisher war das immer so, da hab' ich mich einfach immer so hingestellt, wie ich die Straße überqueren würde uuund, \* ja meistens haben die Leute dann auch immer geholf// also sie haben auch gefragt, ob sie mir helfen können oder ich hab' einfach vorbeigehende Passanten irgendwie um Hilfe gebeten. Aber das traut man sich auch nicht immer zu, irgendwie \* als Blinder auch.

L: Ja, oder man ist nicht jeden Tag gleich drauf, also dass man immer Leute ansprechen KANN oder will, ist sehr unterschiedlich denk' ich mir, so erlebe ich das, dass ich oft an der Ampel stehe und sage "okay ich frag' jetzt einfach, ist es grün?" oder ich ruf dann, nicht zu laut, aber no// aber 'n bisschen lauter und sage: "Ist es grün?", weil ich Leute an mir vorbeilaufen höre und dann denk' ich, wenn die laufen, muss es ja schon grün sein und dann manche, bleiben stehen, mittendrin und sagen: "Nein, es ist noch nicht grün, es ist rot, bleiben Sie nur stehen."

Die ausgewählten Passagen verdeutlichen, dass das Ansprechen anderer Menschen und die Bitte um Hilfe nicht nur von der jeweiligen Einstellung anderen Menschen gegenüber abhängig scheint, sondern durchaus auch Stimmungsschwankungen unterworfen ist, die es dem Betroffenen erleichtern oder erschweren, Hilfe von außen zu erbitten und anzunehmen.

Und ein weiteres wird deutlich: Der Ausgang der zuletzt zitierten Interaktion war ebenfalls entscheidend davon abhängig, dass die Sehenden erkannten, dass es sich um eine blinde Person handelt. Ohne eine solche Notiz hätte möglicherweise auch ein Konflikt entstehen können, da die Frage "Ist schon grün?", die an die Straße überquerenden Personen gerichtet wurde, auch als eine Provokation aufgefasst werden kann, nämlich für den Fall, dass sich die angesprochene Person ertappt und wegen der Regelwidrigkeit ihres Verhaltens zurechtgewiesen fühlt.

Insofern scheint die Interaktion von mehrerlei Gesichtspunkten abhängig zu sein: zunächst überhaupt zu erkennen, dass es sich bei seinem Gegenüber um einen Blinden oder Sehbehinderten handelt, und – dies gilt für beide Seiten – die Bereitschaft besteht, sich dem Risiko auszusetzen, dass ein Erbitten bzw. Anbieten von Hilfe falsch verstanden und abgelehnt wird. Das Aufeinandertreffen dieser ungleichen Interaktionspartner beinhaltet also für beide Seiten Quellen für peinliche oder missverständliche Situationen, die je nach Vorerwartungen auch dazu führen können, dass eine direkte Interaktion gar nicht eröffnet wird (obgleich dies nicht davor schützt, den jeweils anderen als unhöflich und nicht hilfsbereit bzw. als eigensinnig wahrzunehmen).

Allerdings scheinen – neben solchen potentiellen wechselseitigen Schuldzuweisungen – die Interaktionen zwischen den Sehenden und Sehbehinderten insbesondere durch zwei Charakteristika ausgezeichnet zu sein: Zum einen, dass Sehende über die Bedürfnisse ihrer behinderten Gegenüber oft nur unzureichend informiert sind, und – so der Eindruck der von uns befragten Personen –, dass Sehende die Behinderung ihrer Gegenüber nicht in situationsadäquater Weise bemerken.

L.: #Und trotzdem#. Trotz Stock oft, an der Kasse zum Beispiel hab' ich wahnsinnig Probleme, das letzte Mal drei Mal hab' ich das erlebt, ja, ich steh' da und halte mein Geld und ich denke, die Verkäuferin muss es doch mal irgendwie abnehmen, oder die Kassiererin abnehmen. Sie guckt MICH an und ich sag: "Wie ist es jetzt, bin ich nicht dran, oder wie, Sie haben doch meine Ware getippt". Sagt sie: "Ja, aber Sie gab'n mir nicht das Geld so irgendwie in die Hand". Und ich sag: "Ja, aber ich halte das, weil ich das nicht sehen kann" und dann meinen Stock so 'n bisschen bewegt. "Ach Mensch" sagt sie, "das hab ich jetzt gar nicht so wahrgenommen". Ne, die hat meinen Stock gar nicht gesehen. Und dis, ich hab da erst mal dagestanden mit dem, mit dem Geld und sie nimmt mein Geld nicht ab. Ich dachte, "was ist jetzt denn los?"

Da der Kontakt eines Sehenden zu einem Blinden nicht unbedingt zu seinen alltäglichen Erfahrungen gehört beinhalten Alltagssituationen (zumal solche, die relativ geregelt ablaufen) eine Fülle an Einfallspforten für Missverständnisse: Denn aus der Sicht der Kassiererin wäre es, wenn sie einer Sehenden das Geld aus der Hand gerissen hätte, ein unhöfliches Verhalten, während es nun bei der blinden Kundin eine Notwendigkeit darstellt, um die Aktion des Kassierens, wie es von ihr als Kundin erwartet wird, zu vollenden. Zum reibungsloseren Ablauf wäre es erforderlich, dass die Kassiererin der Behinderung gewahr wird; ansonsten entsteht, wie in der beschriebenen Episode, eine für beide Partner subjektiv als peinlich erlebte, zumindest aber eine erklärungsbedürftige Situation.

Dies macht es also notwendig, dass der Behinderte selbst auf seine Situation hinweist. Dass dies jedoch nicht unbedingt eine adäquate Reaktion des sehenden Gegenübers hervorrufen muss, zeigt die folgende Episode:

T5: Also ich war gestern beim Schuhmacher, hab mein kaputtgegang// äh, also den reparierten Schuh abholt und er ging so ans Regal, wo die ganzen Schuhe standen und sagt "ist das der?", ick meine, ich hatt' ja eigentlich 'ne Nummer, ich hab' sowieso nicht verstanden, warum der mich laufend gefragt hat #(LACHEN DER TEILNEHMENDEN)# (DURCH DAS LACHEN EIN PAAR WORTE UNVERSTÄNDLICH). "Ich bin sehbehindert", und er macht "Ach so", macht weiter, "Ist es der?" Ich sag,

"Kann ich nicht sehen" (ERNEUTES LACHEN DER TEILNEHMENDEN), und da hat er dann noch mal, und deswegen mein ich, manche hör'n wahrscheinlich überhaupt nicht hin, ich sage "da müssen Sie mir den herbringen und dann kann ick det sehen", ick hab'n dann beschrieben und dann hatt=an och relativ schnell gefunden. Aber, ich musste ihn dit zwee, drei Mal jedenfalls sagen, war jestern erst.

An dieser Situationsschilderung ist bemerkenswert, dass obschon der Sehbehinderte den Verkäufer explizit auf sein Handikap hinweist, eine "Störung" der Interaktion entsteht, weil dem Sehenden Wissen und Einschätzungsmöglichkeiten fehlen, wie sich die Behinderung gestaltet. Da es sich in diesem Falle nicht um einen Blinden, sondern um einen Sehbehinderten handelte (zumal sich dieser ohne Hilfsmittel, also ohne Stock und Brille, bewegt), ist eine Einschätzung des Behinderungsgrades erheblich erschwert. Solche nicht situationsadäquaten Reaktionen gehören zu den nicht seltenen Erfahrungen von blinden bzw. sehbehinderten Menschen, wie dies etwa auch an einer typischen Schilderung aus einem anderen Interview deutlich wird.

G: Ja, da erlebt man es auch immer wieder, dass die Leute dann trotzdem sie sehen, dass ich 'n weißen Stock bei mir habe und \* ihn'n eben gerade noch gesagt habe, dass ich's nicht sehen kann, fangen die Leute trotzdem an, mh, irgendwo hinzuzeigen, "Da müssen Sie hingehen."

In unseren Daten finden sich viele Berichte von "Störungen" und kommunikativen Missverständnissen, die teilweise auch dadurch begünstigt scheinen, dass ähnlich dem Nichtbehinderten, dem es schwer fällt, die Fähigkeiten und Defizite seines behinderten Sozialpartners richtig einzuschätzen, umgekehrt der/die Behinderte dazu neigen mag, die Fertigkeiten des Nichtbehinderten zu überschätzen, wie dies an zwei kleineren Episoden verdeutlicht werden soll:

G: Die Leute, verschiedene können sich ebend \* gar nicht da rein versetzen, dass man damit nichts anfangen kann und andere geben einen ebend falsche, ähm, ja falsche Weiten an. Sie erklären dann z.B. "Sie müssen 50 Meter gehen". Und wenn man dann ungefähr so weit gegangen ist, ist man schon längst vorbei [...]"

T3: Meiner Mutter ist es och schon mal so ergangen, die wollte auch mal irgendwo hinfahren, die kann es ja auch nicht mehr erkennen, und da haben ihr// hat ihr mal jemand gesagt, wo sie fragte: "Wohin fährt dieser Zug?", sie wollte nach X und da hat man ihr gesagt: "Nach X", stieg sie natürlich ein, aber es wurde gesagt, nach Z zurückbleiben, da war sie natürlich auch ganz schön verärgert gewesen, zum Glück konnte sie nächste Station dann aussteigen, [...] und ist dann nächste Station, ich glaube W oder so, dann ausgestiegen, aber da hat sie sich dann auch geärgert. Menschen, die ja nun richtig voll gucken können, und nicht richtig hingucken.

Im ersten Fall ging also der Interviewte davon aus, dass sein Gegenüber exakte Angaben über die Weite einer Strecke machen kann und dass der Sprachgebrauch auch entsprechend intendiert war. Tatsächlich kann wohl davon ausgegangen werden, dass mit der Angabe "50 Meter" lediglich gemeint ist, dass ein Ziel "nicht weit entfernt" sei, ohne zu berücksichtigen, dass für einen blinden Menschen Streckenangaben jedoch eine viel höhere Bedeutung erlangen, da sie konkrete Anhaltspunkte für ihre Orientierung benötigen.<sup>13</sup>

---

13 Es sei hier nur vermerkt, dass das notwendige Rückgreifen auf "zählbare" Informationen für viele Sehbehinderte und Blinde die Grundlage ihrer Orientierung bilden: So wird beispielsweise die ungefähr bekannte Anzahl von Schritten von einem Punkt zum anderen abgezählt oder die Anzahl der Bus- oder Bahnstationen bis zu einem gewünschten Ziel. Es scheint offenkundig, dass mit diesem Vorgehen oft nur unzureichende Ergebnisse erzielt werden, da der Betroffene sich verzählen kann oder im Falle der Busstationen, die Zielstation verfehlt wird, da – für den Fall, dass nicht jede Station eigens ausgerufen wird – Busse vor allem nachts nicht jede einzelne Station anfahren. Aufgrund dieser Fehleranfälligkeit lehnen einige der von uns Befragten solche "Zählstrategien" ab.

Auch das zweite Beispiel scheint ein typisches Erlebnis wieder zu geben, wobei auch hier durch den Interviewpartner unterschätzt wurde, dass Nichtsehgeschädigte ebenfalls Fehleinschätzungen unterliegen, sich "verlesen", selbst ortsunkundig sind oder einfach Flüchtigkeitsfehler machen.

Alle hier aufgeführten Episoden machen deutlich, dass zum einen auf Grund der Angewiesenheit auf nicht-behinderte Helfer(innen) der Sehbeeinträchtigte seinem/seiner Sozialpartner(in) einen gehörigen Vertrauensvorschuss gewähren muss und dass andererseits zur Klärung eventueller Bedürfnisse immer wieder ein Kommunikationsaustausch zu erfolgen hat.

#### 4.2 *Städtische Angebote wahrnehmen*

Nachdem nun in Umrissen einige der zentralen und spezifischen Bedingungen skizziert wurden, die verdeutlichen, wie sich aus der Perspektive der Sehgeschädigten der Bewegungs- und Begegnungsraum Großstadt darstellen mag, wobei zwischen der dinglichen Welt und der sozialen Welt unterschieden wurde, soll in diesem Abschnitt die Frage eingehender erörtert werden, wie Sehbehinderte sich Städtisches aneignen. Dazu erscheint es sinnvoll zu fragen, welche Orte überhaupt aufgesucht werden oder auch aktiv vermieden werden. Damit beziehen wir uns auf jenen Aspekt, der bei Muchow als "Welt, in der man lebt" bezeichnet ist. Darüber hinaus gehen wir auf unterschiedliche Strategien ein, die letztlich erst die Aneignung des Städtischen ermöglichen. Im Sinne von Muchow beschäftigen wir uns also nun mit der gelebten Welt der Sehgeschädigten.

Orte, die von Sehbehinderten aufgrund der eingeschränkten Sehfähigkeit primär aufgesucht werden, weisen unterschiedliche Charakteristika auf. Ein zentraler Gesichtspunkt hierbei ist die Unterscheidung nach "ruhigem" oder "belebtem" Ort, die in verschiedener Weise der für die Sehbehinderten wichtigen Orientierung im Raum entgegenkommt. Für die von uns Befragten lässt sich allerdings keine eindeutige Präferenz für den einen oder anderen Ort ausmachen, sondern es kann festgehalten werden, dass mit dem jeweiligen Belebtheitsgrad unterschiedliche Vor- und Nachteile einhergehen: So bietet eine ruhige Umwelt zwar aus rein physikalischen Gründen eine leichtere Orientierung, da akustische Umweltsignale auditiv besser wahrgenommen werden können. Dieser Aspekt wird besonders für Blinde wichtig, deren bevorzugte Modalität der Hörsinn darstellt, während Behinderte mit Sehresten auch weiterhin eher visuell orientiert sind; dies allerdings nur, wenn die Sehreste noch zur Orientierung genutzt werden können. Eine sehbehinderte Interviewpartnerin hielt sich bevorzugt in belebten Gegenden auf, da ihr dies die Möglichkeit eröffnete, "andere Menschen um Hilfe zu bitten", während sie sich in einer ruhigeren Umgebung "eher verloren" vorkam. Gegenüber dieser von der Interviewpartnerin grundsätzlich vorgetragenen Präferenz berichten Blinde, dass sie belebte Gegenden eher als stressbeladen erleben, da in ihr viel mehr Nebengeräusche auftreten, so dass relevante akustische Umweltsignale nicht mehr wahrgenommen werden können bzw. die Konzentration auf diese erschwert wird.<sup>14</sup>

---

14 In diesem Zusammenhang sei allerdings angemerkt, dass bei den von uns Befragten etwa im Hinblick auf die Installation von akustischen Ampelanlagen unterschiedliche Meinungen vorherrschten: Während einige es mit Hinweis auf Norwegen als vorbildlich ansahen, dass "es dort an jeder Ecke klicke", befan-

Doch trotz solcher unterschiedlichen Überlegungen gilt generell, dass nicht von einer grundsätzlichen Präferenz auszugehen ist, sondern dass je nach aktueller Befindlichkeit einmal eher belebte, ein anderes Mal eher ruhige Wegstrecken bevorzugt werden. Dies kann zuweilen, wie bei einem von uns Interviewten, auch dazu führen, dass der gesamte Lebensrhythmus auf die jeweiligen Bedingungen hin abgestellt wird, indem er seine außerhäuslichen Aktivitäten auf Zeiten verlagert, in denen seine auditiven Fähigkeiten und seine Konzentration nicht durch starken Großstadtlärm beeinträchtigt werden.

G: Ich gehe lieber mal spätabends \* ahm, die Straße lang, als am Nachmittag, wenn Berufsverkehr ist und da muss ich auch// am Nachmittag muss ich auch langsamer laufen, weil ich abgelenkt werde, weil ich mich schlechter orientieren kann an, \* wenn's ruhig ist, genügt es ja, wenn in einer \* gewissen Entfernung von vielleicht \* ein, zwei Metern eine Hauswand neben mir ist,nehm ich die akustisch wahr, schon dadurch, durch meine Schritte und auch, ja und das kann ich fast nicht, ähm, wenn's viel Lärm um mich gibt.

Gerade mit dem so eben genannten Beispiel ist angedeutet, dass aufgrund der Sehbehinderung eine Nutzung des öffentlichen Stadtraumes einhergeht bzw. spezifische Wahlen getroffen werden. Dies soll nun noch etwas eingehender ausgeleuchtet werden, indem einige der in den Interviews und Gruppendiskussionen bedeutsamen Ergebnisse vorgestellt werden. So wie aufgrund der Sinnesbehinderung Gegenden nur zu bestimmten Zeiten aufgesucht werden, ist auch bedeutsam, dass hochgradig Sehbehinderte bzw. Blinde nur bestimmte Orte in der Stadt aufsuchen (und andere Gegenden vermeiden). Eine Folge dieser eingeschränkten Ortsnutzung ist, dass Blinde gar nicht ein Gesamtbild der Stadt haben. Auch wenn diese Feststellung für Normalsehende Gültigkeit hat, ist der entscheidende Unterschied, dass bei dem Sehbehinderten bzw. Blinden auch das Bild der bekannten Stadtteile sich aus vielen kleinen Details zusammensetzt und auch ein Straßenzug eher nicht in seiner Ganzheit präsent wird. Zudem haben Sinnesbehinderte meist auch einen eingeschränkten Zugang zu vielen Informationsquellen über die Stadt und können sich im Gegensatz zu Normalsehenden nicht auf diese Weise ein Bild von den Stadtbereichen machen, die nicht zu ihrem Aktionsradius gehören. Dies markiert ein Interviewter sehr anschaulich gleich zu Beginn des Interviews auf die Eingangsfrage ("Mein Berlin"):

G: [...] Das ist 'ne ziemlich komplizierte Frage, weil \* ja, weil ich eben nicht von der ganzen \* Stadt ein' Überblick habe, \* sondern eigentlich mehr oder weniger nur von den \* Orten, zu den ich auch selbst schon hingefahren bin, hingegangen bin. \* Es gibt da so'ne Menge Straßen oder \*\* Häuser, von den' ich keine, äh, genaue Vorstellung ihrer, ihrer Lage habe oder ihres, äh, mh, vom Aussehen der Häuser. [...] da ich meine Wege fast nur mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zurücklege \* kenne ich leider oft auch den Straßenverlauf nicht.

Für den von einer visuellen Wahrnehmungsstörung betroffenen Interviewteilnehmer ist "sein Berlin" also eine völlig zergliederte Stadt, bestehend aus kleinen Inseln vertrauter, teilweise als Heimat empfundener Umwelt und mehr oder weniger großen weißen Flecken auf der inneren topographischen Landkarte. Dieses Ergebnis überrascht nicht sonderlich, galt doch schon für Martha Muchow, dass die kindliche Welt sich keineswegs auf die ganze Großstadt erstreckt, sondern Kinder Inseln beleben, die sich über den jeweiligen kindlichen (Interessens-) Raum konstituieren. Doch im Unterschied zu den Kindern scheint sich

---

den andere, dass sie sich "das Klacken mehrerer Ampeln aus verschiedenen Richtungen eher als verwirrend" einschätzen. Hingegen wurde eher einhellig begrüßt, dass in öffentlichen Verkehrsmitteln zusätzlich zur schriftlichen auch eine verbale Ankündigung der einzelnen Haltestellen erfolgte, obschon anzumahnen bleibt, dass nicht immer darauf Verlass ist (siehe Fussnote 13).

der städtische Lebensraum von Sinnesbehinderten nach unseren Ausführungen zur dinglichen Umwelt über andere Umweltqualitäten auszuzeichnen. Denn allein der Umstand, dass alltägliche Umweltgegebenheiten (Poller, Baustellen, Fahrradständer usw.) mitunter gefährliche Hindernisse darstellen (und als solche wahrgenommen werden müssen), andere Umwelteinheiten (Luftzug aus dem U-Bahnschacht, spezielle Gerüche, etwa aus einem Bäckerladen, Veränderungen in der Bodenbeschaffenheit) als wertvolle Orientierungshinweise dienen können, bringt es mit sich, dass ein großer Teil der Aufmerksamkeit sich diesen Details widmet. Zumindest war an den Berichten der von uns Befragten auffallend, dass ihre Umweltbeschreibungen sich eben auf viele Details ausrichten. Möglicherweise ist dies ein Grund dafür, dass es ihnen unmöglich ist, einen globalen Überblick über ihre städtische Lebenswelt zu er- und behalten (und damit auch die von uns eingangs gestellte Frage nach "Mein Berlin" nicht "funktioniert" hat). Eine solche Detailbeschreibung findet sich auch wieder in dem Interview mit G, wenn er seinen Weg zum Supermarkt schildert:

G: Da muss ich sehr aufpassen, weil es an der Ecke keine Ampel gibt. Das kann zum Teil schon mal 'n bisschen gefährlich werden. \* Und dann muss ich eben in die Querstraße reingehen, da ist an der Ecke 'ne Kneipe, dann kommen mehrere Einfahrten und ein Wartehaus von der Straßenbahnhaltestelle, na und dann weiß ich, dass es nur noch 'n paar Meter sind und das da dann noch 'n bisschen ungünstig angelegter, so Beete im Gehweg gibt, zwischen denen ich durch muss und dass da dann noch Betonpfeiler vorm Haus stehen, die wahrscheinlich 'n Vordach tragen oder irgendwas und dann weiß ich ungefähr auf einem Meter, wo die Eingangstür ist.

Die Eckkneipe, die Einfahrten und das Wartehäuschen sind für ihn also Orientierungspunkte, während Betonpfeiler und die auch als Zierde angelegten Beete besonders zu beachtende Hindernisse darstellen.

Eingedenk der mit der Orientierung notwendigerweise verbundenen aktiven Beschäftigung mit Umweltdetails wird deutlich, dass die Stadterkundung eher als Stress und Anspannung denn als Erholung oder Neugier erlebt wird und folglich unbekannte Orte nicht ohne zwingenden Grund aufgesucht werden,<sup>15</sup> oder aber Orte von vornherein ausscheiden, wenn diese für die Sehbehinderten unzureichende Orientierungspunkte bieten, möglicherweise gar zu viel Gefahrenpotenzial in Form unüberschaubarer Hindernisse aufweisen. So werden etwa neu gestaltete U-/S-Bahnhöfe im Straßenbild von Berlin zu Nicht-Orten der Sehbehinderten:

---

15 Besteht allerdings die Notwendigkeit, eine bis dahin nicht oder kaum bekannte Gegend aufsuchen zu müssen, haben einige der von uns Befragten eigene Vorgehensweisen entwickelt, sich darauf vorzubereiten. Da – wie dargestellt – bestimmte städtebauliche Elemente wie öffentliche Gebäude, Tankstellen oder Ampelanlagen, aber auch die Hausnumerierung der Straßen wichtige Orientierungspunkte darstellen, wird versucht, dazu vorab aus Stadtplänen Informationen zu recherchieren (was vor allem bei Personen, die noch über Sehreste verfügen, teilweise unter Nutzung technischer Hilfsmittel wie Lupen oder Lesesichtgeräte möglich ist). Da diese unterschiedlichen Informationen in der Regel nicht in einem einzigen Stadtplan enthalten sind, werden u.U. mehrere Stadtpläne genutzt, um ein möglichst vollständiges Bild zu erhalten. Eine ebenfalls häufiger angewandte Vorgehensweise ist, in Begleitung eines Sehenden die Gegend vorab "vor Ort" zu erkunden; dies setzt allerdings voraus, dass bekannt ist, in welcher Form die zur Orientierung notwendigen Informationen dem Sehbehinderten bzw. Blinden zu vermitteln sind, d.h. Angaben, wie "am gelben Gebäude links einbiegen", sind nur dann hilfreich, wenn der Sehgeschädigte noch Farben wahrnehmen kann.

L: [...] da ist überhaupt nichts eingehalten worden in diesen// in dieser Ecke, Alexanderplatz und Hackescher Markt und Friedrichstraße, überhaupt nichts: abgeflacht, kontrastlos, alles ein, also eine Farbe, Marmor und hell und wenig Licht, also, keine Kontraste<sup>16</sup>

So bleibt die Stadterfahrung notgedrungen auf die bekannten Regionen beschränkt und damit beläuft sich der Aktivitätsradius auf jene Orte, die notwendigerweise aufgesucht werden müssen; eine Stadterkundung im weiteren Sinne, etwa in Form eines positiv erlebten Selbstzwecks, unterbleibt. Dies wird wohl nicht nur von dem Interviewten G durchaus als Einschränkung erlebt:

G: Also ich kann nie irgendwie vollkommen ziellos durch die Gegend spazieren, \* wie das viele andere Leute eher machen, einfach um mir irgendwas anzugucken, also wenn ich// wenn ich irgendwo hingehere, dann braucht das immer 'n Ziel. Und das ist nicht besonders schön.

Bis hier dürfte deutlich geworden sein, dass die Welt, in der Sehbehinderte leben, sich insbesondere aus dem Wechselspiel aus jeweiligen Umweltgegebenheiten und den mit der Sehbehinderung einhergehenden Einschränkungen ergeben, und demnach einige Orte sich zur Aneignung und Nutzung mehr eignen als andere. Davon aber unberührt ist, und dies fanden wir durchaus überraschend, dass Sehbehinderte bzw. Blinde die von uns in den Gesprächen zum Schluss gestellte Aufforderung, eine Stadtführung zu beschreiben, diese ausschließlich so gestalteten, dass sie mehrheitlich städtische Sehenswürdigkeiten umfasste, dazu gehörte das neu gestaltete "Reichstagsgebäude" ebenso wie das "Brandenburger Tor"; spezifische, die Sehbehinderung berücksichtigende Gegenden wurden dagegen nicht kenntlich. Dies lässt durchaus den Schluss zu, dass sich Städtisches auch für Sehbehinderte und Blinde durchaus auf unterschiedlichen Ebenen lokalisieren lässt: die eine ist die Ebene des ganz konkreten Alltagslebens mit den spezifischen Erfordernissen, sich im Lebensraum Stadt bewegen und orientieren zu können; dies spiegelte sich auch in den Antworten auf die Eingangsfrage wider, denn "ihr Berlin" war in diesem Falle eine ganz konkrete Stadt, in der Städtisches sich als Dingliches präsentiert; erst auf einer abstrakteren Ebene, begünstigt durch die spezifische Aufforderung, eine Stadtführung zu organisieren, stand der Lebensraum nicht mehr in seiner konkret-dinglichen Beschaffenheit im Fokus, sondern Stadt wurde nun als kulturell-soziales Gefüge thematisiert.

In diesem Zusammenhang ist eine weitere Beobachtung aus unserer Studie interessant: Insbesondere das Interview mit G verdeutlichte, dass das Verhältnis von aufgesuchten und nicht-aufgesuchten städtischen Regionen sich nicht nur aufgrund real erlebter Umweltge-

---

16 Zur Verdeutlichung sei angeführt, dass visuelle Informationen, die in besonders auffälliger Form dargeboten werden, bei hochgradig Sehbehinderten, die bereit und in der Lage sind, noch letzte Sehreste auszunutzen, weitere wertvolle Informationen zur Orientierung bieten können. Welche Aspekte dabei im Einzelfall von besonderer Bedeutung sind, ist wesentlich von der Art und Schwere der jeweiligen Sehbehinderung abhängig. So können auffällige Farben selbstverständlich nur dann als Orientierungshilfe genutzt werden, wenn ein ausreichendes Farbsehen vorhanden ist. Dies hat vor allem dort Bedeutung, wo besondere Gefährdungsmomente gegeben sind, etwa bei abwärts verlaufenden Treppen durch Markierung mit einem Weißstreifen auf der ersten und letzten Treppenstufe. Dementsprechend kann auch eine besonders auffällige Farbmarkierung Signalwirkung haben bzw. die Orientierung erleichtern. Auch besondere Formen, etwa von Gebäuden, werden als Markierungspunkte genutzt. Grundsätzlich kann zu visuellen Informationen angemerkt werden, dass eine besondere Gestaltung auch Vollsehenden die Orientierung erleichtern kann, dass diese aber auf Grund ihrer Möglichkeit, sich einen globalen visuellen Eindruck ihrer Umgebung zu verschaffen, nicht in dem Maße auf eine besondere Gestaltung angewiesen sind wie der Sehbehinderte.

gebenheiten einstellen mag. Bei ihm scheinen ebenso positiv bzw. negativ besetzte Vorstellungen darüber mitzubestimmen, ob eine Gegend exploriert wird oder ob sie für Aktivitäten "unberücksichtigt" bleibt. Denn er führt aus:

G: [...] in den meisten Bezirken gibt's ja doch \*\* ähm, ja zunehmend immer mehr gleich oder ähnlich aussehende große Einkaufszentren und \* große Banken, Bürohäuser und solche, äh, Zweckbauten \*, die mich an und für sich auch gar nicht interessieren."

Um Gs Haltung besser einordnen zu können, ist es interessant, seine Aussage zu Gegenden, die er nicht gewillt ist, überhaupt aufzusuchen, mit einer anderen zu konfrontieren, in der er negativ besetzte Merkmale der Großstadt einfach ausblendet, und sich Stadt wünscht als einen Ort mit einer Ansammlung von verzierten Säulen, beschlagenen Haustüren, Brunnen, alten Bäumen und Statuen. Seine Beschreibungen – abgesehen vom U-Bahnhof – erinnern eher in romantisierender Weise an alte Stadtbilder (in denen es auch die für ihn als überdimensional aversiv besetzten Autos nicht gibt):

G: Man kann ja dann auch mal \* was anfassen, wenn's was// in erreichbarer Höhe ist, also vielleicht auf'm alten U-Bahnhof 'ne verzierte Säule oder 'n Wandrelief, 'ne schön beschlagene Haustür oder \* wenn's mal irgendwo 'n Brunnen gibt \* einfach nur \* sagen wir mal, im Plänterwald 'n 200 Jahre alten Baum oder eine Statue, die vielleicht auf 'ner Wiese steht.

Der Lebensraum Stadt erhält hier nun – verglichen mit der Muchowschen Konzeption – einen vierten Bereich; eine "antizipierte Welt"; die bei G in zweifacher Weise thematisch wird: einmal als negative Variante (Orte, die nicht aufgesucht werden müssen) und zum anderen Orte als Wunschgebiete (die ihrerseits wieder bei der Bewertung der tatsächlichen Stadtbereiche wirksam werden). Nach unseren vorgenommenen Anmerkungen, in welcher Weise Sehbehinderte in ihren Beschreibungen die (Groß-) Stadt in einzelne Segmente zergliedern und damit anders als Normalsehende selbst ihnen bekannte Orte in Details auflösen, scheint allerdings selbst die "antizipierte Welt" sich auf Details zu beziehen; eine Form der Umweltbeschreibung (und -wahrnehmung), die von G als einziger unserer Gesprächspartner(innen) in dieser Weise expliziert wird, vielleicht aber darüber hinaus als eines der wesentlichen Charakteristika des Stadt(er)lebens von Sehbehinderten zu verstehen ist.

## 5 Diskussion und Ausblick

In unseren Bemühungen, das Großstadt(er)leben von Sehbehinderten zu rekonstruieren, haben wir für die Auswertung unserer Daten aus Interviews und Gruppendiskussionen die von Muchow (1935 [1998]) vorgeschlagene Systematisierung des Lebensraums – als Raum, "in dem man lebt", "den man erlebt" und "den man lebt" – aufgegriffen, da uns damit möglich schien, die Spezifika zu erkunden, die für unsere Ausgangsfragestellung wichtig sind, nämlich wie Sehbehinderte und Blinde sich ihre Stadt aneignen. Die von Muchow mit den Lebensräumen verbundenen Beschreibungsformen haben wir, da wir unser Auswertungsprozedere in Anlehnung an die Grounded Theory (Glaser & Strauss 1967) gestaltet haben, mit dem in diesem Ansatz vorgeschlagenen paradigmatischen Modell zu übersetzen versucht, indem wir a) die Kontexte städtischen Lebens aus der Perspektive der Sehbehinderten zu beschreiben versuchten; b) davon getrennt die Strategien zu bestimmen versuchten, die Sehbehinderte in ihrem täglichen Umgang mit den städtischen Gegebenheiten

ten anwenden, um sich in ihrer Lebenswelt zu orientieren (was im doppelten Wortsinne meint: wie sie ihre Stadt wahrnehmen). Und schließlich haben wir c) auszulegen versucht, welches Stadtbild sich bei den Sinnesbehinderten aufgrund ihrer Vorgehensweisen einstellt.

Im Geleit dieses Analyseprozesses konnten wir zeigen, dass es bei der Aneignung von städtischen Orten Sehbehinderter bzw. Blinder bedeutsam ist, dass, um die vielfältigen Gefahrenquellen im städtischen Raum zu vermeiden bzw. Orientierungspunkte zu finden, eine ständige Auseinandersetzung mit Gegebenheiten in der städtische Umwelt erfolgt, und zwar nicht mit der städtischen Umwelt als "Einheit", sondern (in weitaus höherem Maße als bei den Normalsehenden) für eine Fülle von Einzeldetails. Ungeachtet des Weges, auf dem Informationen zu diesen Einzeldetails eingeholt und verfügbar werden, war erkennbar, dass für Sehbehinderte – mehr noch für Blinde – städtische Umwelt eher aus Beschreibungen eben dieser Details besteht, denn aus einem zusammenhängenden Gesamtbild. Unberührt von diesem Hauptbefund unserer Forschungsarbeit (der in Einklang mit Ergebnissen von Petra Kemter [1999] steht, da auch sie konstatierte, dass Blinde sich häufiger an Einzelmerkmalen orientieren, während für sehschwache Personen angenommen werden kann, dass bei diesen zwar von einer eingeschränkten, aber einer ganzheitlichen Orientierung auszugehen ist) bleibt festzuhalten, dass sich bei Bezugnahmen auf Stadt als Kulturraum ein anderes Bild einstellt, in dem weitere Informationen und Bedeutungsgehalte aktualisiert werden, die jenseits des Konkret-Dinglichen anzusiedeln sind.

Trotz aller Vorläufigkeit unserer Ergebnisse und der darin vorgenommenen Versuche einer Übersetzung bzw. Ineinanderüberführung von Muchowschen Lebensräumen und Ebenen der Grounded Theory scheint uns die Bezugnahme fruchtbar, auch weil das Anregungspotential der von Muchow vorgelegten Arbeiten noch nicht erschöpft ist. Insbesondere mögen hierbei die von Muchow beim kartographischen Erfassen nur am Rande behandelten "nicht gut gekannten" Räume angesichts unserer Ergebnisse anschlussfähig sein; diese könnten als "eigener Lebensraum" konzeptualisiert werden, etwa als "Raum, von dem das Subjekt gehört hat", um den es "weiß", und den es (aktiv) "konstruiert" oder eben, wie wir ihn vorläufig bezeichnet haben: als "antizipierte Welt". Denn erst darüber lässt sich thematisieren, dass der Lebensraum einen wesentlich größeren Raum beschreibt als der auf tatsächlichen Erfahrungen beruhende Raum. In weiteren Arbeiten zum Thema des Großstadt(er)lebens von Sinnesbehinderten wäre es sicher lohnenswert, die Vorstellungen zu eben solchen nicht bekannten Orten weitaus mehr zu berücksichtigen, als wir es in unserer Arbeit umgesetzt haben. Dazu gehört auch, dass bei allen Vorzügen, die wir in der gleichgewichtigen Bezugnahme auf die Muchowsche Systematisierung und die via Grounded Theory eröffnete Modellierung sehen, diese viel stringenter auszuarbeiten ist, als es uns möglich war; dies setzt allerdings auch voraus, die von Muchow benannten drei Lebenswelten stärker zu konkretisieren, insbesondere ihre Beschreibungen zur "erlebten Welt" bleiben in ihren Darlegungen zu unkonkret. Trotz solcher zu elaborierenden Schritte erscheint es uns möglich, ein Modell der Lesart des Städtischen speziell für Sehgeschädigte vorzulegen, zu dem wir hier zunächst erste Überlegungen zu präsentieren beabsichtigen.

## Literatur

- Ahrbeck, Bernd & Rath, Waldtraut (1999). Blinde Menschen. In Jörg Fengler & Gerd Jansen (Hrsg.), *Handbuch der Heilpädagogischen Psychologie* (S.21-35). Kohlhammer, Stuttgart.
- Bell, Paul A., Greene, Thomas C., Fisher, Jeffrey D. & Baum, Andrew (2001). *Environmental Psychology* (5. Auflage). Fort Worth: Harcourt.
- Blankenagel, Anita (1983). Beratung von Sehgeschädigten. *Die Rehabilitation*, 22, V-XII
- Böhm, Andreas (2000). Theoretisches Codieren. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S.475-485). Reinbek: Rowohlt.
- Bohnsack, Ralf (1999). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung* (3. überarb. Auflage). Opladen; Leske + Budrich.
- Bohnsack, Ralf (1999). Gruppendiskussion. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S.369-384). Reinbek: Rowohlt.
- Borchert, Johann (Hrsg.) (2000). *Handbuch der Sonderpädagogischen Psychologie*. Hogrefe, Göttingen.
- Brambring, Michael & Schneider, Wolfgang (1986). Lokomotion und Verkehrsverhalten sehgeschädigter Personen. *Die Rehabilitation*, 25(2), 74-79
- Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverbands e.V. (o.J.). Fakten. Verfügbar über: <http://home.t-online.de/home/dbsv/fakten.htm> [Datum des Zugriffs: 8.10.2001]
- Fengler, Jörg (1995). Psychosoziale Faktoren im Leben Gehörloser. In Walter Bungard & Sylvia Kupke (Hrsg.), *Gehörlose Menschen in der Arbeitswelt* (S.22-29). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research*. New York: Aldine.
- Görlitz, Dietmar; Harloff, Hans Joachim; Mey, Günter & Valsiner, Jaan (Hrsg.), *Children, cities, and psychological theories. Developing relationships*. Berlin: de Gruyter.
- Hellbrück, Jürgen & Fischer, Manfred (1999). *Umweltpsychologie. Ein Lehrbuch*. Göttingen: Hogrefe.
- Hopf, Christel (1991). Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel & Stephan Wolff (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung* (S.177-182). München: PVU.
- Kemter, Petra (1999). Vorstellungsbildung und Raumwahrnehmung bei Blinden – eine zusammenfassende handlungspsychologische Studie. *Die Rehabilitation*, 38(1), 27-32.
- Koböck, Bettina (1998). Where we are? – A discussion. Interviewing Dietmar Görlitz, Hans Joachim Harloff, Günter Mey, and Jaan Valsiner. In Dietmar Görlitz, Hans Joachim Harloff, Günter Mey & Jaan Valsiner (Hrsg.), *Children, cities, and psychological theories. Developing relationships* (S.629-642). Berlin: de Gruyter.
- Legewie, Heiner (1994). Globalauswertung von Dokumenten. In Andreas Böhm, Andreas Mengel & Thomas Muhr (Hrsg.), *Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge* (S.177-182). Konstanz: UVK.
- Löwe, Armin (1976). *Früherfassung, Früherkennung, Frühbetreuung hörgeschädigter Kinder*. Schriften zur Hörgeschädigtenpädagogik, Bd. 6. Berlin: Marhold.
- Mey, Günter (1998). Reflections: What has happened in treading the path toward a psychological theory of the children and their cities? In Dietmar Görlitz, Hans Joachim Harloff, Günter Mey & Jaan Valsiner (Hrsg.), *Children, Cities, and Psychological Theories: Developing Relationships* (S.561-569). Berlin: de Gruyter.
- Mey, Günter (2000). Erzählungen in qualitativen Interviews: Konzepte, Probleme, soziale Konstruktionen. *Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, 1, 135-151.
- Mey, Günter (2001). Auf den Spuren von Martha Muchow. *Psychologie und Geschichte*, 9(1/2), 107-122.
- Mey, Günter; Mruck, Katja & Spohr, Birgit (unter Mitarbeit von Gertraud Aschermann & Frank Schneider) (1992). Jugendarbeitslosigkeit und lokale Identität. Ergebnisse der Analyse des räumlich-sozialen Charakters von Wohnumwelten Jugendlicher, 3. Ergebnisbericht. *Forschungsbericht aus dem Institut für Psychologie der TU Berlin*, Nr. 1/92.
- Muchow, Martha & Muchow, Hans Heinrich (1998). *Der Lebensraum des Großstadtkindes* (Neuausgabe mit biographischem Kalender und Bibliographie Martha Muchow; herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Zinnecker). Weinheim: Juventa. (Orig. 1935)

- Müller, G., Begall, K., Vorwerk, U. & Freigang, B. (1995). Die medizinische und sonderpädagogische Rehabilitation von Hörstörungen im Kindesalter. Eine Analyse des Magdeburger Patientengutes von 1977 bis 1993. *Sprache – Stimme – Gehör*, 19 (4), 178-181.
- Mruck, Katja & Mey, Günter (2000). Qualitative Forschung. In Frank Jacobi & Andreas Poldrack (Hrsg.), *Klinisch-Psychologische Forschung. Ein Praxishandbuch* (S.191-208). Göttingen: Hogrefe.
- Saup, Winfried (1993). *Alter und Umwelt. Eine Einführung in die Ökologische Gerontologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schäfer, Jutta (1995). Glossar qualitativer Verfahren. *Veröffentlichungsreihe des Berliner Forschungsverbundes Public Health, Nr. 95-1*.
- Scherer, Hans-Georg (1996). Sportliches Bewegungshandeln und räumliche Orientierung bei Blindheit. *Motorik*, 19(2), 75- 82.
- Schwöppe, Jörg. (1999). Schwer-dazuge-hörigkeit: Der kommunikativ-soziale Kampf Schwerhöriger um Identität. In Franz Breuer (Hrsg.), *Abseits!? Marginale Personen – prekäre Identitäten* (S.27-53). Münster: LIT.
- Strauss, Anselm L. (1991). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Fink. (Orig. 1987)
- Witzel, Andreas (1985). Das problemzentrierte Interview. In Gerd Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S.227-255). Weinheim: Beltz.
- Witzel, Andreas (2000, Januar). Das problemzentrierte Interview (26 Absätze ). *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-Line-Journal]*, 1(1), <http://qualitative-research.net/fqs/> [Datum des Zugriffs: 28.1.2000]

In der Veröffentlichungsreihe

*Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin (ISSN 1433-9218)*

sind bisher erschienen:

- 97-1 Harloff, Hans Joachim; Weckwert, Helmut; Führ, Eduart; Hinding, Barbara; Lehner, Simone und Sommer, Annette (1997). Entwicklung einer Taxonomie von Wohntypen sowie von Erhebungsinstrumenten zur Evaluation städtischer Wohnumwelten aus der Perspektive ihrer Nutzer: Ein Forschungsprogramm.
- 97-2 Darmstädter, Tim und Mey, Günter (1997). Lieber nicht glücklich? Alternative Lesarten in der Identitätstheoretischen Diskussion.
- 97-3 Jüttemann, Gerd (1997). Genetische Persönlichkeitspsychologie und Komparative Kasuistik.
- 98-1 Mey, Günter und Mruck, Katja (1998). A traveller in psychology. An interview with Jaan Valsiner.
- 98-2 Jaeggi, Eva; Faas, Angelika und Mruck, Katja (1998). Denkverbote gibt es nicht. Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten.
- 98-3 Hübner, Nicholas und Katein, Erwin (1998). Weltanschauungen und Heilungskonzepte – Einflüsse auf die psychodramatische Praxis.
- 99-1 Harloff, Hans Joachim; Christiaanse, Kees W.; Wendorf, Gabriele und Zillich, Klaus (1999). Die Bedeutung von Wohngruppen für die Bildung nachhaltiger Konsummuster.
- 00-1 Möller, Heidi und Hegener, Wolfgang (Hrsg.) (2000). Psychotherapie – Profession oder Wissenschaft. Symposium zur Ehrung von Frau Prof. Dr. Eva Jaeggi.
- 01-1 Mey, Günter (Hrsg.) (2001). Qualitative Forschung in der Entwicklungspsychologie. Potentiale, Probleme, Perspektiven.
- 01-2 Mey, Günter und Höwing, Peter (2001). Großstadt(er)leben von Sehbehinderten. Eine explorative Studie.